

Casa Borrani

Autor(en): **Matzig, Richard B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 31

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

O wie schön, wie wunderbar schön war doch dieses Mädchen — seine Maria, wie er es instinktiv nannte.

Unter der Statue standen ein paar Worte. Aber er konnte ja nicht lesen. Was hätte er jetzt dafür gegeben, wenn er den Namen hätte lesen können. Denn, so dachte er ganz richtig, es muß doch wohl der Name sein. Joaquim konnte auch nicht lesen. Manuel war ganz verzweifelt. Und plötzlich, er wußte selber nicht, was er tat, packte er den nächsten Spaziergänger beim Arm und zertrte ihn vor die Statue. Dort bettelte er: «Lies mir das bitte vor. Ich kann nicht...»

Der Fremde blickte erschreckt auf und versuchte sich loszureißen. Aber Manuel hielt ihn am Aermel fest und forderte: «Da, lies mir das vor! Lies, du Stadtmensch! Du bist ja schuld daran, daß ich nicht lesen kann. Und du hast noch viel mehr Schuld, weißt du das?»

Der Fremde gehorchte bebend dem Zwang der eisernen Fäuste und las: «Blume der Berge».

«Danke, danke schön!» sagte Manuel und ließ ihn ebenso plötzlich wieder los. Blume der Berge... Blume der Berge... so redete er vor sich hin. Vor seinem Geist stand Marias liebes, braunes Gesicht, Zug um Zug so klar und deutlich... Eine seltsame Sehnsucht bemächtigte sich seiner: Ob er sie denn nicht auch in Marmor weißeln konnte? Ja, aber man mußte ja zunächst viel lernen, können, wissen...

Dieser Gedanke verfolgte ihn in jeder Minute. Und in einer der schlaflosen Nächte begriff er, daß er die Ruhe seiner Seele dafür hingegen hatte, daß er nie mehr glücklich sein würde.

Da wurde Manuel todtraurig. Joaquim schlug ihm auf die Schulter und fragte aufmunternd: «He, Manuel, was meinst du, wollen wir nun wieder ins Dorf zurück oder nicht?»

Manuel sah ihn groß an, als erwache er aus einem schweren Traum. Er ging noch einmal in den Garten und liebkoste mit einem letzten Blick, einem letzten Gruß die schöne weiße Blume der Berge. Dann sagte er zerstreut: «Ja, gehen wir...»

Die heimatlichen Berge tauchten auf. Er schaute sie an und fühlte doch diesmal nur, daß auch sie ihn nicht mehr glücklich machen konnten. Die Stadt hatte ihn gefangen. Jeder Schritt, der ihn weiter von ihr führte, vergrößerte seine Qual, die man mit der eines Blindgewordenen vergleichen konnte, dem man, nur für Augenblicke, das strahlende Licht der Sonne zeigte, um ihn dann wieder in seine Finsternis zurückzuschicken.

Er kam heim in sein Dörflein. Er umarmte seine beiden Lieben, die ihn sehnsüchtig erwarteten, die gute Mutter und die kleine Maria, seine lebendige «Blume der Berge». Aber das tiefe Heimweh wollte nicht schweigen. Sie spürten, daß er litt. Es drückte ihnen fast das Herz ab.

Die Zeit verging. Die Sehnsucht nach Wissen, nach Können, nach Kunst verzehrte ihn von Stunde zu Stunde mehr. Er war zu einem Schatten geworden.

Eines Abends sah er einen Schwarm Zugvögel über sich hinwegfliegen, dem Süden zu, in unbekannte Fernen. Da raffte er sich aus seiner stillen Traurigkeit auf und wanderte am nächsten Morgen wieder fort. In die Stadt. Seine alte Mutter und seine kleine Maria weinten sich die Augen aus.

Jahre kamen, Jahre gingen. Mit ihnen viele schlechenden Stunden der Verzweiflung, viele rasende Stunden der Freude. Er war ein berühmter Bildhauer geworden. Und als er endlich sein schönstes Werk, die Büste seiner Maria, vollendet hatte, da machte er sich auf, um seine Mutter wiederzusehen, um seine Braut heimzuführen. Seine Schritte beflügelten sich, als er jenes kleine weiße Häuschen am Ende der staubigen Dorfstraße liegen sah. Er klopfte einmal an. Zweimal. Noch einmal... Niemand antwortete. Da gewährte er voller Angst, daß die Gardinen so ganz anders aufgesteckt waren als früher. In diesem Augenblick ging eine alte Bäuerin vorüber. Er hielt sie an und fragte sie nach jener «lieben Alten», die immer hier gewohnt hatte. Sie antwortete: «Tot.»

«Tot? Meine Mutter ist tot?»

«Ach... du bist es, Manuel?» Die Bäuerin kam näher. Du bist gar nicht mehr wiederzuerkennen. Ja, denk mal, fuhr sie mit einer stillen Wehmut fort und zeigte dabei nach dem Friedhof hinüber, «dort liegen sie beide... die Blätter... sie rissen sie beide mit...»

«Maria auch? Sag, meine Maria ist auch tot?»

Sie faltete die Hände: «Mein Sohn, bete.»

Aber er schrie auf: «Wie kann ich denn noch an Gott glauben!»

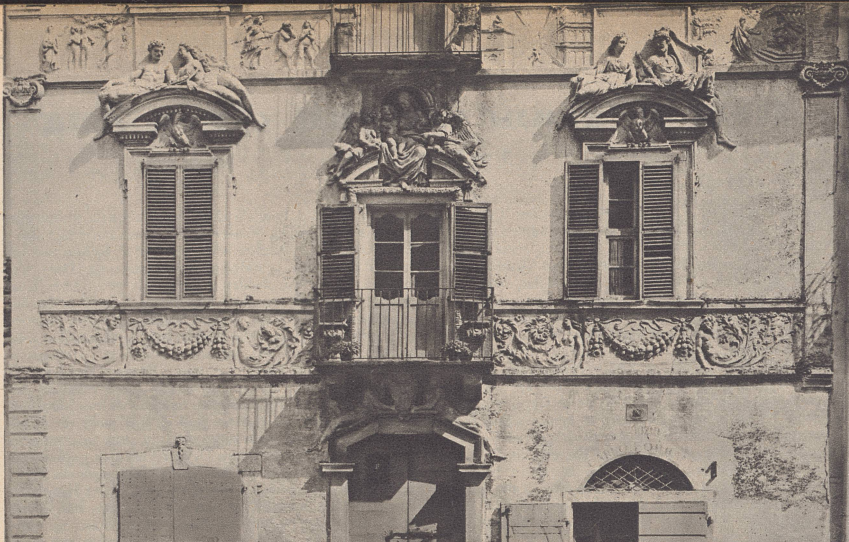
Die Bäuerin bekreuzigte sich und ging verängstigt von dannen. Und wie ein Verdammter schleppte sich der unglückliche Wanderer aus seinem Heimatdorf davon.

Als er wieder in die Stadt kam, als er in den steinerne Frieden seines Ateliers eintrat und das Abbild seiner Geliebten betrachtete, schlug er seine Hände vors Gesicht und weinte...

Es war Nacht geworden. Da erhob er sich, und seine Hände streichelten in heißer Liebe die kalte Statue.

Und plötzlich war es, als ob sich die Bildwerke von allen Seiten gegen ihn neigten, und als ob es im Raume anfang zu klagen und zu klingen...

Ja, er war, sie alle waren ewig sehnsüchtige Wanderer auf dieser Erde.



Casa Borrani in Ascona.

Casa Borrani

Von Richard B. Matzig

Jahrhundertlang träumte Ascona sein eigenes Dasein, durch die Maggia und ihr Delta dem nahen Locarno entrückt. Seit jehar Marktflecken, Borgo genannt, blickt Ascona hinüber nach Italien, durch zwei kühne Bergnasen hindurch, die sich am Horizonte abzeichnen. Das Städtchen liegt zwischen dem Schwemmland des Saleg, wo Pappeln raunen und im Herbst zinnoberrote Kürbisse am Boden liegen, und dem Monte Verità, dessen antike Landschaft von Lorbeer-, Feigen-, Oel- und Mandelbäumen bewachsen ist. Hinter dieser subtropischen Fülle erheben sich Schneeberge, die kühle Winde senden und oftmals den stahlgrauen See tief aufwühlen. Vier Schlösser mit zackigen Türmen ragen aus der Vergangenheit. Zwei blicken nach Osten und Norden, eines nach Westen, und das vierte, das Castell der Grafen Grilioni, blickt von der Piazza nach Süden über den See. Adelsstolz und Bürgerwürde mahnen von manchem Wappenschild über verwitterten Torbögen, alte Häuser mit Bogenfenstern und glyzinenbewachsenen Loggien bewahren, abseits der Hauptgassen, ihr historisches Geheimnis.

Viele Generationen lang wurde Ascona beherrscht von den mailändischen Bischöfen und den «Grafen der drei Täler Livinen, Blenio und Verzasca», den Herren Grilioni, Carcani und Duni. Ascona bewahrte auch etwas von der kühnen Dunkelheit, die im Profil seines Seelsorgers, des Kardinals Carlo Borromeo, lag. Ein Atem von Gottesstrenge geht durch die alten Häuser, und wer vom jugendlichen Lachen, Plaudern und Kokettieren der Cafés ins Dunkel der Gassen entweicht, spürt die Vergangenheit mehr als die Gegenwart.

Ganz zeitlos wirkt der Platz vor der Kirche. Eng stehen die Kirche und ihr Glockenturm, das Municipio und die Casa Borrani beisammen. Bis hierher ging in früheren Zeiten der See und überschwemmte oft das Pflaster. Ein hartes Wappenschild zielt in Manneshöhe den Kirchturm, in dessen Nähe ein Brunnen aus heidnischer Fratz Wasser speit. Duster wuchtet das Municipio daneben. Das dritte Haus aber, die Casa Borrani, gehört einer anderen Welt. Dieser Palast zeigt eine üppige, schöpferfrohe Fassade, mit Reliefs, Plastiken, Ornamenten voll lebendigen barocken Schwunges. Wenn man die fünf Meter vom Kirchturm zur Casa Borrani durchschreitet, so scheint es, als ob man von der mittelalterlichen Gottesstrenge der Scholastik in die heidnische, sinnliche Gestaltungsfreude der späten Renaissance ginge. Um die Casa Borrani weht kein gegenreformatorischer Ernst, von hier aus konnte niemals die Austreibung Andersgläubiger beschlossen werden. Ueber dem Portal mit dem dreifach gebrochenen Bogen ruhen ein Jüngling und eine junge Frau in marmorner Nacktheit und halten mit geloster Gebärde das Wappen, einen steinernen Falken. Unter dem Falken zeugt eine Gedenktafel vom Meisterstolz des Bildhauers:

CHRISTOPHORUS SERODINUS
RESTAURAVIT ET AMPLIUVAVIT
10. BAPTISTA EUG. FILIUS FECIT
ANNO MDCXX

Ueber dem Wappen stehen ein leichter Balkon und ein hohes Fenster, in dessen oberem Bogen fast lebensgroß die schöne Gruppe der Madonna mit ihrem Knaben schwebt, zu beiden Seiten adoriert von einem beschwingten Engel. In gleicher Höhe wie die Pietà wird links und rechts je ein Fenster von einem kräftigen Falken, dem Wappentier, geziert. Ueber jedem der beiden Bögen ruhen zwei michelangelische Stückfiguren, königlich und vertraumt, die — nach dem unsterblichen Vorbild in Florenz — «Tag und Nacht» und «Morgen- und Abenddämmerung» bedeuten können. So ist die Madonna beiderseits in leichter Erhöhung vom Rhythmus

des schöpferischen Tages in seinen vier Gestaltungen umgeben. — Von besonderer Meisterschaft zeugen die Reliefs, die sich im ersten Stock und unter dem Giebel über die Fassade hinziehen. Ueber der Eingangstür, vom mächtigen Mittelfenster unterbrochen, ziehen sich Naturgottheiten hin, nackte Gestalten, deren Glieder in üppige Pflanzenornamente übergehen. Unter dem Giebel, zu Häupten der vier Tagesgötter, erstehen links und rechts je zwei Reliefs, die in feinsten Gestalt und mit sinnlicher Wirkung den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Garten Eden darstellen. Die anderen beiden Reliefs zeigen in schwer deutbaren Bildern Traumvisionen auf. Die ganze, lebhaft gestaltete Fassade hinterläßt das Gefühl eines jugendlichen Rhythmus und einer weltfrohen Frömmigkeit, in der heidnische Form und lächelndes Christentum sich vermählen.

In diesem Palaste mögen zur Gamba und zur Viola d'amore wehmütige und frohe Liebeslieder erklingen sein. Bei Kerzenlicht lauschten die Contessen und Cavalieri dem begeisterten Magister, der Tasso befreites Jerusalem vorlas, und statt würdiger Traktate mag hier das Gelächter Pietro Aretinos neu erklingen sein. Diweil dunkelte in den bauchigen Boccalinis der herbe, berausende Nostrano. — Was tat es, wenn sich im engen Raume drei Welten trafen? In der Kirche summt die Priester ihre Messe, im Municipio berieten die Stadtväter über Ernte, Abgaben und Fischerei, und hier, im Palazzo Serodino, der heutigen Casa Borrani, schwebten die jungen Geschlechter von der Gigue und Sarabande zum Menuett. Intrigen, Liebe und Eifersucht, Pestnot, Glaubensspaltung und Ueberschwemmung, dies alles überwand das hetere Geschlecht in seinem Dienst an der Schönheit, an Bacchus und an Aphrodite. Und Nacht für Nacht rauschte der See seinen ewigen Kontrapunkt dazu. Heute erhebt sich noch immer die Andacht in der Kirche, noch immer beraten die Gemeinderäte im Municipio. Ungebrochen ist die Tradition, obgleich vor nicht zu langer Zeit die Stadtväter von ihren Mitbürgern auf die Piazza geworfen und nebenan die Glocken im Sturm geläutet wurden. Vergangen und erstorben aber ist das Leben in der Casa Borrani. Von Zeit und Wetter müde geworden, blickt die schöne Fassade den Wanderer an. Stolz gerecht tragen die brüchigen Falken ihre verwitterten Gottheiten. Dunkler von Regen und Sturm wurde das lächelnde Gesicht der Madonna. — Einsamkeit und Finsternis scheinen das Innere des Hauses zu erfüllen.

An sonnigen Tagen jedoch sitzt ein uralter Herr auf der Schwelle, halberblind, und starrt auf den Kirchplatz. Es ist Signor Borrani, der letzte Hausherr des Palastes. Nie spricht er mit Menschen, nie empfängt er Besuch. Jahraus, jahrein sitzt er an Sonnentagen vor seinem Hause und scheint dessen Weihe zu hüten. Nur einmal im Jahr, an der patriotischen Feier des 1. August, tritt er auf die Piazza, unter das Volk, und besteigt langsam die Tribüne. Dann hält er die Festrrede. Jeder ist verwundert und gepackt von der klaren Stimme, deren der gebrechliche Herr mächtig ist; in wohlgesetzten, mitreißenden Perioden feiert er den Tag und das Vaterland. Zuweilen soll er auch in schweren Stunden, in denen Zwietracht und Gefahr die Bürgerschaft zu zerreißen drohte, unter die Menge getreten sein und mit adliger, souveräner Gebärde Frieden gestiftet haben.

Jetzt sitzt er wie erloschen vor seinem Palaste. Er soll ein dickes pergamentenes Buch besitzen, munkeln die Fischerfrauen, in dem die Chronik seines Hauses aufgezeichnet ist. Niemand hat dieses Buch jemals gesehen. Vielleicht erhalten wir einmal Kunde von den leuchtenden Schicksalen und den dunklen Geheimnissen, deren Erinnerung in der Casa Borrani geistert.